

Integration aus Sicht der Personenzentrierten Systemtheorie

von Jürgen Kriz

28 | Diskurs

Angesichts des Leitthemas dieses Heftes der GestaltZeitung, nämlich „Nebeneinander – Integration – Gegeneinander“, möge Vielen zunächst die Dynamik einfallen, mit der hierzulande seit dem Psychotherapeutengesetz 1999 aus dem Nebeneinander und Miteinander einer bunten Vielfalt von psychotherapeutischen Ansätzen und Vorgehensweisen ein Gegeneinander geworden ist.

Verstehensweisen von Integration

Funktionäre der sogenannten „Richtlinienverfahren“ – Psychodynamische Psychotherapie und Verhaltenstherapie –, denen der „Kuchen“ eines Ausbildungs„marktes“ von rund 60 Millionen Euro jährlich mit vielen weiteren Privilegien und Vorteilen ungeprüft in den Schoß gefallen ist, haben seitdem verständlicherweise alles darangesetzt, diesen nicht mit anderen teilen zu müssen. Mit der weitgehenden Eliminierung der Humanistischen Psychotherapie und der Verschleppung der Zulassung der Systemischen Therapie (deren „Prüfung“ für Kinder und Jugendliche noch nicht einmal begonnen hat) sind in Deutschland zwei von vier psychotherapeutischen Grundorientierungen ausgegrenzt. „Integration“ fand formell durch Übernahme und Utlisierung systemischer und humanistischer Konzepte und Vorgehensweisen statt.

Die konkrete und fruchtbare Einbeziehung der Vielfalt therapeutischer Konzepte in die konkrete Arbeit vieler Therapeutinnen und Therapeuten muss daher vereinzelt-eklektisch und in der Grauzone des nicht Erlaubten stattfinden. Der evidenzbasierte Erfolg etlicher operational verstümmelter Vorgehensweisen der Humanistischen Psychotherapie im Mantel der Richtlinienverfahren kann eigentlich niemanden glücklich stimmen, zumal erhebliche Diskrepanzen zwischen einer evidenzbasierten Laborrealität und psychotherapeutischer Praxis aufzeigbar sind (Kriz 2014, 2018).

Auch eine andere aktuell diskutierte Art von „Integration“ erscheint fragwürdig: Im Mai 2019 wurde eine gemeinsame Stellungnahme der „Deutschen Gesellschaft für Psychologie“, des „Fakultätentages Psychologie“ und der „Kommission Psychologie und Psychotherapieausbildung“ veröffentlicht. Für das künftige Approbationsstudium in Psychotherapie wird darin ein „zukunftsorientierter evidenzbasierter Pluralismus anstatt Verankerung traditioneller Psychotherapieverfahren“ gefordert. Konkret soll in „neuen, auch verfahrensübergreifenden Interventionsansätzen (...) ein evidenzbasierter Pluralismus von wissenschaftlich anerkannten Behandlungsverfahren und -methoden sowie von wissenschaftlich fundierten Neuentwicklungen vertreten werden“.

Dies sei „Vielfalt durch Evidenzbasierung“. Diese soll dann im neuen Studiengang Psychotherapiewissenschaft gelehrt und in den Köpfen der Auszubildenden eine integrative Sicht über die Ansätze der Psychotherapie herstellen. Dabei ist selbst fraglich, ob auf diese Weise zumindest ein „Nebeneinander“ psychotherapeutischer Essentials erreichbar ist. Denn die mit RCTs-fokussierten „spezifischen Wirk-

faktoren“ nach internationaler Studienlage erfassen maximal 10 bis 20 % der therapeutischen Wirkung (RCT = randomisiert-kontrollierte Studiendesign). Eine Konzentration allein auf diese Aspekte – was mit „evidenzbasierten Methoden“ naheliegt – würde somit mindestens 80 % der therapeutischen Wirksamkeit bisheriger Psychotherapie ignorieren.

Ein anderer Ansatz für Integration ergibt sich, wenn man nicht die Marktbeherrschung konkurrierender Psychotherapieverfahren oder experimentell-statistischer Beweistechniken für sogenannte „Evidenz“ in den Fokus nimmt, sondern schlicht vom Menschen ausgeht und versucht, ihn in seinen zufriedenstellenden und leidvollen („pathologischen“) (Er-)Lebensprozessen zu verstehen und nach den Möglichkeiten der Unterstützung von Veränderung zu fragen.

Eine solche Perspektive von Integration verfolgt die Personenzentrierte Systemtheorie (Kriz 2017). Nicht die (fraglos vorhandenen) Unterschiede zwischen Therapieschulen sind dann relevant – und auch nicht die (ebenfalls unbestritten wichtigen) Fragen von Forschungsdesigns und Wirksamkeitsbeweisen. Vielmehr wird unter einer solchen Perspektive deutlich, dass Menschen stets mit ihrem körperlichen, psychischen und verhaltensmäßigen Geschehen in Beziehung zur Welt stehen, welche durch komplexes Zusammenwirken von weiteren Menschen, anderen Lebewesen, materiellen und sozialen Dynamiken, kulturellen Einflüssen und Erfordernissen und vielen anderen Wirkungen gekennzeichnet sind. Wobei wir uns klar sein müssen, dass die Sprechweise vom „körperlichen, psychischen und verhaltensmäßigen Geschehen“ sich auf die analytischen Kategorien von Beobachtern (inklusive Selbstbeobachtern) bezieht, die dabei künstlich eine Aufteilung eines ganzheitlichen (Er-)Lebensprozesses in einzelne Aspekte bzw. Prozesse vornimmt. So betrachtet geht es bei der Beachtung dieser Prozesse nicht um Integration – einfach, weil immer schon alles ganzheitlich zusammenwirkt –, sondern darum, aus dieser Ganzheit nicht Wesentliches auszublenden.

Im Folgenden sollen einige Essentials einer solchen ganzheitlichen Perspektive referiert werden.

Prozessebenen in der Betrachtung von menschlichen Lebensprozessen

Die Frage, warum ein stets ganzheitlich stattfindender, hochkomplexer Lebensprozess überhaupt *analytisch* in unterschiedliche Teilprozesse zerlegt wird, lässt sich mit Verweis auf jahrzehntelange (um nicht zu sagen: jahrhundertelange) Diskursgewohnheiten und die damit verbundenen Zentrierungen in der Wahrnehmung und im Umgang mit bestimmten Phänomenen beantworten. Es ist einfach sinnvoll, zwischen psychischen und körperlichen Prozessen, deren Zusammenhang mit Verhalten, Handeln und Interaktionen sowie dem Einfluss von Kultur auf dieses Geschehen zu unterscheiden.

Je nach Fragestellung macht es darüber hinaus Sinn, noch andere (Teil-)Prozesse genauer zu betrachten und zu the-